

Wolfgang Bürgstein

Arbeiten und Wirken Gedanken zum 1. Mai an Himmelfahrt

Dieses Jahr fallen 1. Mai und das Fest Christi Himmelfahrt terminlich zusammen. Aus dem einen oder anderen Grund müssen wir an diesem Tag nicht arbeiten. Überhaupt nicht arbeiten? Wer macht uns dann das Mittagessen, wer reinigt und versorgt das Geschirr? Vermutlich werden Sie an dieser Stelle einwenden, dass der Dienst für die Familie nicht das Gleiche ist, wie die Arbeit in Ihrer Fabrik, in Ihrem Büro, in Ihrem Verkaufsgeschäft oder wo auch immer. Aber warum ist das etwas anderes? Warum ist Arbeit nicht gleich Arbeit, und warum bewerten wir manche Arbeit positiv und andere eher negativ? Unsere Sprache bietet uns dafür ja unzählige Möglichkeiten: werken, wirken, krampfen, leisten, dienen, produzieren usw. Ich möchte versuchen, auf solche Fragen einige Antworten zu geben.

Was ist Arbeit?

Die Frage, was ist Arbeit eigentlich, wird sehr unterschiedlich beantwortet, obwohl Arbeit doch einer der selbstverständlichsten Begriffe unseres Alltags ist. Dennoch: ein Soldat beispielsweise dient, ein Künstler wirkt in seinem Werk, ein Sportler spielt eher oder sucht die Herausforderung. Aber jede und jeder arbeitet auf ihre oder seine Weise, jede oder jeder *muss* sogar auf irgendeine Weise arbeiten.

Der Begriff „Arbeit“ besitzt eine indogermanische Wurzel mit Bedeutungen wie Mühsal, Not und Pein oder Last. Auch in der Bibel finden sich sehr unterschiedliche Begriffe und Verwendungen für das, was Arbeiten meint. Das Alte Testament kennt das Arbeiten, das mit Mühsal verbunden ist. So sagt Gott, der Herr, im Buch Genesis zu Adam, nachdem er von den Früchten des Baumes gegessen hatte, von dem zu essen ihm aber verboten war: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Vorbei also war es mit dem Nicht-Arbeiten-Müssen, vorbei mit den paradiesischen Zuständen, wo Mühsal, Pein, Not und Last noch Fremdworte waren. Fortan war das Arbeiten eine *Notwendigkeit*, die mit Mühsal und Schweiß verbunden war.

Aber auch Gott, der Herr, „arbeitete“: Er erschuf in sechs Tagen die Welt, und am siebten Tag ruhte er, um sich von seinem Werk zu erholen. Den Menschen machte er zu seinem Mitschöpfer, weil er ihm die Sorge und die Verantwortung für seine Schöpfung übertrug. So also hat bereits in der Bibel das menschliche Tätigsein zwei grundlegend verschiedene Seiten: Die eine Seite oder der eine Aspekt betrifft das *Tätigsein als Arbeiten*, das mit Mühsal, mit Anstrengung und Disziplin, mit Zwang auch und deshalb nicht selten mit Unlust verbunden ist. Dieses Tätigsein möchte ich als das eigentliche Arbeiten bezeichnen.

Der andere Aspekt menschlicher Arbeit, der uns auch in der Bibel vorgestellt wird meint ein *Wirken*, ähnlich dem Wirken Gottes in der Schöpfung. Gott arbeitet nämlich nicht im eigentlichen Sinne, wenn er tätig ist, er wirkt. Er wirkt, weil er zuallererst frei ist in seinem Tätigsein. Es ist seine *freie Selbsttätigkeit*, die die Schöpfung hervor gebracht hat. Das, was Gott hervorbringt, ist Ausdruck seiner selbst, ob in seinem Schöpfungs- oder in seinem Erlösungshandeln. Dies mag vielleicht etwas zu theologisch klingen, meint aber, dass Gott nicht für jemanden oder für etwas arbeiten musste, er war schlicht frei von Fremdbestimmung.

In unserer menschlichen Arbeit, in unserem konkreten Arbeitsalltag finden sich hoffentlich immer auch beide Aspekte menschlichen Tätigseins. Einerseits sind wir gezwungen, im Schweisse unseres Angesichts unser Brot zu *verdienen*, denn es fällt uns nichts einfach in den Schoß. Andererseits sind wir als Menschen in unserer Gottebenbildlichkeit – dem theologischen Begriff der Menschenwürde –

SCHWEIZERISCHE NATIONALKOMMISSION JUSTITIA ET PAX

Wolfgang Bürgstein, Generalsekretär, Effingerstrasse 11 - PF 6872, 3001 Bern,

+41 (0)31 381 59 57 Tel.; +41 (0)31 381 83 49 Fax; wolfgang.buergstein@juspax.ch, www.juspax.ch

gerade deshalb Mensch, weil das Wirken ganz wesentlich zu uns gehört. Ein Mensch, der noch nie Arbeit auch mit einer gewissen Freude verrichtet hat, der immer nur Dinge tun musste, die andere ihm aufgetragen haben, der ausgebeutet wird und dem der Lohn aus dieser Arbeit kaum zum Leben reicht, dessen Würde wird mit Füßen getreten. Wir müssen sogar soweit gehen und sagen, dass nicht die Arbeit den Menschen zum Menschen macht, sondern zuallererst sein Wirken. Das Bewusstsein vom menschlichen Tätigsein als einer Teilnahme am göttlichen Schöpfungswirken muss folglich auch das gewöhnliche alltägliche Tun durchdringen, muss auch in unserer Erwerbsarbeit zum Vorschein kommen, weil nur so der Mensch wirklich Mensch sein kann.

Diese Überlegungen müssen selbstverständlich konkretisiert werden. Mit Blick auf den 1. Mai geht es um die Bedingungen des Arbeitens. Ich will fünf Punkte nennen, die m. E. wichtig sind für eine menschliche Gestaltung unserer Arbeit.

1. Ich meine, wir müssen sehen, dass Arbeit einerseits *notwendig* ist, dass wir aber andererseits Widerstand leisten müssen gegen Unterdrückung und Ausbeutung in der Arbeitswelt.
2. Ferner glaube ich, dass Arbeit *Begegnung mit sich selbst und anderen* ermöglichen muss. Menschen müssen sich einbringen können in ihre Arbeit, ihre Meinungen und Ideen müssen geschätzt werden, und sie müssen zusammen mit anderen ihre Interessen vertreten können. Hier geht es um Fragen der Kultur unseres Arbeitens. Welchen Spielraum geben wir den Menschen, was erwarten wir von ihnen – nur schnelles Funktionieren, vollständige Anpassung an Maschinen und Arbeitsrhythmen?
3. Ich meine, dass unsere Arbeit auch Möglichkeiten bieten muss, dass wir als Menschen in ihr und durch sie wachsen und reifen können. Unsere Arbeit sollte uns Selbstwertgefühl geben, sie sollte uns mindestens nützlich und hilfreich für uns und andere erscheinen können; Lebenssinn muss darin erfahrbar werden.
4. Die Interessen des Unternehmens, der Wirtschaft oder der Finanzmärkte können durchaus in Konkurrenz zu den Interessen der Arbeitnehmenden treten. Im Endeffekt aber gilt der Vorrang der Arbeit, sprich des Menschen, vor dem Kapital.
5. Ausserdem glaube ich, muss Arbeit im Einklang mit der Natur erfolgen. Der Mensch ist in seiner Arbeit eben nicht Herr über die Natur, so dass er mit ihr tun und lassen kann, wie es ihm gefällt. Er ist vielmehr beauftragt, Sorge zu tragen für seine Mitwelt.

Ich möchte nun abschliessend nochmals an meinen Anfang zurückkommen, wo ich die Frage gestellt hatte, was das Kochen und den Abwasch innerhalb der Familie von unserer Erwerbsarbeit unterscheidet. Vielleicht liegt der Unterschied gar nicht so sehr in Äusserlichkeiten, denn auch Kochen und Abwaschen kann zur Pflicht, zur Last und zur Anstrengung werden, auch innerhalb der Familie, und umgekehrt kann auch die Erwerbsarbeit eine Quelle der Freude, der Zufriedenheit und des Lebenssinns sein. Aber das gemeinsame Essen ist (hoffentlich) mehr als familiäre Notwendigkeit, als Last und Quelle von Streit. Sofern man beim Essen, und vielleicht auch schon beim Kochen und beim Abwasch, miteinander spricht und sich mitteilt, teilt man nicht nur das Essen, sondern auch Freude und Leid, vielleicht auch Hoffnungen und Enttäuschungen. Der eigentliche Unterschied liegt also in den Bedingungen und der Zielsetzung des jeweiligen Tuns. So arbeitet der Mensch nicht nur, sondern wirkt in Gemeinschaft, mit anderen und für andere und hat Anteil am göttlichen Schöpfungswirken. Innerhalb einer Familie, innerhalb einer Gemeinschaft und innerhalb des Freundeskreises gehört dies wie selbstverständlich dazu. In der Arbeitswelt bergen Gewinnmaximierung, Kosteneinsparungen und Umsatzziele die Gefahr, dass der Mensch in den Hintergrund gedrängt wird, dass er Mittel wird für diese Unternehmensziele bis dahin, dass seine Würde mit Füßen getreten wird. Der Mensch muss aber Ziel und Mittelpunkt unseres Wirtschaftens und unserer Arbeit sein. Wo die Menschenwürde berührt ist, zählen keine wirtschaftlichen Argumente. Deshalb braucht es Regeln, die den Menschen und seine Würde schützen.

Im Schutz der Menschenwürde kommt zum Ausdruck was in Apg 1,1-11 den Aposteln von Jesu aufgetragen wurde: Geht nicht einfach weg, gebt eure Hoffnung nicht auf! Auch wenn es euch nicht zusteht, alles zu wissen, verliert die Orientierung nicht, schaut nach „oben“ und hinter das Vordergründige und sucht die Gemeinschaft mit Anderen. So kann das Reich Gottes lebendig werden.